Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

42. Jahrgang.

1909 **Berlin-Bremen, den 3. März.** **Nr. 9**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Stille sein. Von Siems. — Der Anbruch des Reformzeitalters in China und die evangelische Mission. Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. — Jakob Burckhardt. 4. Von Edmund Ruete. — Festschmuck. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Stille sein.

Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ps. 46, 14.

Zu Claus Harms, dem Schleswig-Holsteinischen Kirchenvater und Hauptpastor in Kiel, kam einmal, wie er selbst erzählt, ein Quäker, die bekanntlich alle Menschen mit dem brüderlichen „Du" anreden. Harms erzählte ihm von all seinen vielen Pflichten und Aufgaben als Großstadtpastor und seinen vielen Predigten und Reden, die er so im Laufe der Woche zu halten habe. Da legt der Quäker ihm seine Hand auf die Schulter: „Und Claus, wann hast du denn einmal Zeit zum Schweigen?" — Es ist doch noch so, wie es auf den ersten Seiten der Bibel geschrieben steht, daß Gott im Garten sich erging, „da der Tag kühl worden war", d. h. da die Dämmerung, der Abend, die Stille kam. Wenn nachts die Sterne stille ihre Bahn wandeln und der Mond sein weißes stilles Licht ergießt, wenn die Sense verklungen und der Wald schweigt und der Lärm des Tages verhallt ist, dann tritt Gott gleichsam aus seiner Verborgenheit hervor, dann ist der Augenblick, wo er fühlbar wird, wo er erlebt werden kann. Wer ihn dann nicht sieht, und sich mit ihm bespricht über alles, was drückt und lastet und unklar geblieben — der wird ihn schwer je erkennen. Wohl ist er auch im brüllenden Gewitter und zuckenden Blitz, im Sturm und Erdbeben, wohl ist er auch da, wo die Fabrikschlote rauchen und hämmerndes Getöse und das Klingeln der „Elektrischen", die Ohren betäubt — aber hier wird Gott doch nur von denen erkannt, die ihn vorher in der Stille erlebt haben.

Darum lebte der Täufer sein Leben in der Wüste und Jesus ging 40 Tage und Nächte hinein, um seinen Gott zu finden und sich mit ihm zu besprechen über Weg und Ziel. Und wenn nachher der Tag ihn verschlingen wollte und die Tausende ihn umjubelten und die Unruhe, zu helfen und zu heilen, ihn verzehrte — dann heißt es immer wieder: „Er ging allein in die Wüste, um zu beten", um seinen Gott wieder zu finden in der Stille, den der Lärm und die Last des Tages ihm zu rauben drohen.

„Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin." — Das fühlen wir doch in unseren besten Augenblicken, daß wir nicht dazu da sind, um zu essen und zu trinken, zu kaufen und zu verkaufen, uns zu amüsieren und zu weinen, sondern um Gott zu erkennen, ihn zu erleben und in ihm uns selbst. Aber dazu bedarf es des „Stille sein". Sollte nicht darum unsere Zeit, sollten nicht darum wir so fern von Gott sein, weil wir das Stillesein nicht mehr kennen, weil wir nicht mehr stille sein können, weil wir so hasten und jagen müssen, weil wir immer „so furchtbar viel zu tun haben?" — Selbst hier auf dem Lande — wann hat man Zeit und Gelegenheit, stille zu sein? Klingt nicht das Tosen und Rauschen der nahen Großstadt bis hierher und sind nicht auch wir schon angesteckt von ihrem Hasten und Jagen und ihrem Lärm. Und nun erst die in der Großstadt selbst! Wir sind so ungeduldig, so unruhig, so nervös, und darum sehen wir Gott so wenig, der in der Kühle kommt und in der Stille. Darum sind wir so Gott-los, so leicht verzagt, so kleinmütig, so schwach im Leisten, so schwach im Leiden.

Stille sein ist uns not. Wir sind so bange vor Krankheit und Leid, und doch können sie ein Segen sein, weil sie uns zwingen, stille zu sein. Wir schelten so über schlaflose Nächte und doch können es Segensnächte sein, wenn die Nerven gezwungen werden, auszuruhen und ringsum alles so stille ist und so dunkel. Dann steht dein Gott vor deinem Bett und wartet, ob du ihm etwas zu sagen hast — in der Stille. Aus solchen Zeiten und Stunden dann gilt es, den Gott, den die Stille uns gezeigt, auch dahin mitzunehmen, wo das Leben tobt und arbeitet und drückt, daß wir stille sein können, auch mitten im Lärm und Hasten des Alltags. Das erst gibt dann ganze Menschen, die was leisten können, die leiden können, weil sie Gott haben. Herr, gib uns Stille, denn stille sein ist uns so bitter not.

Garstedt bei Hamburg. Siems.

Der Anbruch des Reformzeitalters in China und die evangelische Mission.

Von Lic. Dr. Paul Rohrbach.

Es ist in Europa noch sehr wenig bekannt, daß mit der Entscheidung des Krieges zwischen Rußland und Japan in Ostasien eine neue weltgeschichtliche Epoche angebrochen ist, und zwar nicht so sehr durch den endgültigen Eintritt Japans in die Reihe der Großmächte, als vielmehr durch den Beginn der entscheidenden Modernisierung Chinas.

Was in dieser Richtung von dem erstmaligen feindlichen Zusammentreffen zwischen China und den westlichen Nationen, dem englisch-chinesischen Opiumkriege in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, bis auf unsere Tage geschehen ist, das beschränkte sich früher im wesentlichen auf Äußerlichkeiten. Die Chinesen kauften europäische Kanonen und Panzerschiffe, nahmen europäische Militärinstruktoren und Techniker in ihre Dienste, versuchten, selbst Gewehre und Geschütze zu fabrizieren, Befestigungen zu bauen, von Europa und Amerika gekaufte Maschinen laufen zu lassen und dergleichen mehr. Es handelte sich fast ausschließlich um technische Dinge, die man von den Westvölkern zu übernehmen versuchte. Dabei blieb das alte chinesische Prinzip der kulturellen Selbstgenügsamkeit und der bedingungslosen Höherschätzung der eigenen Kultur gegenüber der fremden unverändert. Daß die Fremden stärkere Kriegsmaschinen, bessere Schiffe, leistungsfähigere Apparate zu bauen verstanden, als die Chinesen, das erschütterte weder die Masse des Volkes noch die Vertreter und Hüter der klassischen chinesischen Bildung in ihrer althergebrachten Überzeugung von der absoluten kulturellen Superiorität Chinas gegenüber den Ausländern, den Barbaren. Es fehlte daher auch jedes Verständnis dafür, daß die Technik der Europäer und Amerikaner, deren materieller Überlegenheit man sich anbequemen mußte, in einem inneren Zusammenhange mit der ganzen westlichen Kultur stand und daß eins ohne das andere weder begriffen noch überhaupt gedacht werden konnte.

Die natürliche Folge dieses Standpunktes der Chinesen war, daß sie mit ihren Versuchen zu rein äußerer Nutzbarmachung der westlichen Technik Schiffbruch litten, so zuerst im Kriege mit Japan, 1896, und darnach beim Zusammenstoß mit den Westländern während der Boxerunruhen, 1900. Bei näherem Zusehen findet man denn auch, daß schon damals einige begabte und vorurteilsfreie Persönlichkeiten, meist solche Chinesen, die entweder im Auslande oder in China unter starker Beeinflussung durch englische und amerikanische Schulen erzogen worden waren, die Notwendigkeit einer Reform aller staatlichen Zustände Chinas von innen heraus vertraten. Der interessanteste unter diesen ersten chinesischen Reformern ist Kang-Yü-Wei, der vor dem Boxeraufstande das Vertrauen des jetzt verstorbenen, damals eben für mündig erklärten Kaisers zu erwerben wußte und den jungen Monarchen zu verschiedenen radikalen Edikten über Unterrichts- und Verfassungsreform, Münzreform und dergleichen mehr, bewog. Das Eingreifen der kurz vorher zurückgetretenen Kaiserin-Regentin und ihres Vertrauensmannes Yuanschikai vereitelte damals den ernsthaften Beginn der viel zu überstürzt und radikal in Angriff genommenen Aktion des Kaisers. Dann kam der Boxeraufstand und mit ihm vorläufig eine erneute und verstärkte Abneigung gegen alles fremde Wesen. Nur in der Stille vermochte sich die kleine Reformpartei, die aber unter der studierenden Jugend doch in wachsender Zahl Anhänger gewann, zu erhalten.

Der Sieg Japans über Rußland traf den chinesischen Konservatismus wie ein Gewitterschlag. Nun war es offenbar, daß ein den Chinesen verwandtes und, wie diese stets geglaubt haben, in seiner früheren Kultur von ihnen sogar abhängiges Volk dadurch über den Westen gesiegt hatte, daß es beim Westen in die Lehre gegangen war. Daß die Chinesen hierbei teilweise einen Fehler machen, liegt ja auf der Hand. Sie betrachten das kulturell minderwertige und durch die tief eingefressene Demoralisation des Volkes in seiner Leistungsfähigkeit geschwächte Rußland als vollwertigen Vertreter der abendländischen Kultur. Dieser Irrtum hat aber mit der plötzlichen und radikalen Schlußfolgerung nichts zu tun, daß man nun unter allen Umständen dem Beispiele Japans folgen und sich den Westvölkern durch gründliche Aneignung ihrer Kultur politisch ebenbürtig und womöglich überlegen machen müsse! Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß heute ganz China vom Thron bis tief in die breiten Massen des Volkes hinein reformfreundlich ist. Eine Ausnahme hiervon macht nur eine kleine, wenn auch durch ihre Beziehungen zum Hofe und den bisherigen Spitzen des altchinesischen Bildungssystems nicht einflußlose konservative Partei. Auch deren Tage sind aber gezählt; sie wird nicht imstande sein, sich der überwältigenden Wucht der Volksstimmung und der Mehrheit der gebildeten Schichten zu widersetzen. Natürlich gibt es immer noch große Unterschiede in dem Tempo und der inneren Struktur der Reformen, die von den verantwortlichen Regierungsstellen, von den gemäßigten und von den radikalen Elementen für notwendig gehalten werden. Immerhin aber ist selbst dasjenige, worin alle Richtungen, den Thron eingeschlossen, einig sind, bedeutsam genug. So ist z. B. die Einführung einer konstitutionellen Verfassung amtlich für das nächste Jahrzehnt versprochen, und die Vorbereitungen dazu in der Berufung von Provinzialständen, in der Armeereform und in den Ansätzen zu einer Finanzreform sind bereits im Gange. Daß die jetzige Regierung nicht gleich den Parlamentarismus nach englischem Muster, sondern eine durchaus gemäßigte Konstitution in der Art der japanischen versprochen hat, ist nur begreiflich.

Das eigentlich Entscheidende, wodurch zugleich eine wirkliche Garantie dafür gegeben wird, daß die politische Reform in China eine Tatsache werden wird, ist aber die bereits mit der größten Energie in Angriff genommene Unterrichtsreform. Es ist bezeichnend für das chinesische Wesen, daß in allen Kundgebungen der Regierung und bei allen Forderungen der öffentlichen Meinung die Staatsreform mit der Schulreform beginnt. So ist z. B. das alte chinesische Examenswesen, durch das hindurch jahrtausendelang der Zugang zum Mandarinentum und zu den höchsten Ehren im Staat sich eröffnete, gefallen. China hat bisher zwar ein staatliches Prüfungswesen, aber keinerlei staatliche Schulen gehabt. Es blieb jedermann überlassen, sich die nötigen Kenntnisse in den alten Klassikern anzueignen und sich dann den offiziellen Prüfungsbehörden, von denen die Examensgrade erteilt wurden, zu stellen. Das ist jetzt mit einem Schlage anders geworden. Der Staat hat das gesamte Schulwesen in die Hand genommen. Es werden niedere, mittlere, höhere Schulen und Hochschulen aus öffentlichen Mitteln gegründet und an allen diesen Schulen bilden die westlichen Wissenschaften neben den chinesischen Klassikern obligatorische Lehrgegenstände — ja oft genug werden die Elemente der alten chinesischen Bildung nur zu sehr hinter denen der neuen westlichen vernachlässigt. Mit einer geradezu staunenswerten Schnelligkeit hat sich die Nation in diese Reform nicht nur gefunden, sondern sich ihre Notwendigkeit innerlich zu eigen gemacht. In wenigen Jahren ist ein bis dahin in China vollkommen unbekanntes politisches Zeitungswesen in die Höhe geschossen. In diesen Zeitungen werden mit Leidenschaft die Prinzipien der neuen Ära von den jungen, in Japan, Amerika und Europa ausgebildeten Literaten verfochten. Dabei läuft viel unreifer Radikalismus mit unter, aber im großen und ganzen ist das Schauspiel dieser Selbstbesinnung Chinas doch ein ganz wunderbares.

Welche Folgerungen ergeben sich nun aus dieser Änderung der chinesischen Verhältnisse für die übrigen Nationen? Zunächst die Folgerung, daß von den früheren Ideen über den bevorstehenden politischen Zerfall Chinas, die man nach dem chinesisch-japanischen Kriege und nach den Boxer-

unruhen in Europa allgemein hegte, endgültig nicht mehr die Rede sein kann. Damals, nach der Niederlage Chinas gegen Japan, rettete die Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs die chinesische Regierung vor den übermäßigen Ansprüchen der Japaner, die nichts geringeres zum Ziel hatten, als die Vorbereitung ihres Protektorats über ganz China. Die Verworrenheit der damaligen inneren Zustände in China, die scharfen Gegensätze zwischen Süd- und Nordchinesen, die z. B. in Kanton zu Ausbrüchen der Freude über die Niederlagen der Streitkräfte Lihungtschangs im Norden gegen die Japaner geführt hatten, die Aufstände gegen die Dynastie an verschiedenen Orten, schließlich die sogenannte Boxerempörung selbst, die sich ursprünglich nicht nur gegen die Fremden, sondern ebenso gegen die eigene Regierung richtete — das alles führte bei den in China besonders interessierten Mächten zu der Idee von dem bevorstehenden Auseinanderfall des Reichs. War doch China auch in früheren Perioden seiner Geschichte wiederholt kein Einheitsstaat gewesen, sondern in eine Mehrzahl sich gegenseitig bekämpfender politischer Sondergebilde getrennt. Für diesen als abermals wahrscheinlich angenommenen Fall suchten sich die Mächte vorweg ihre besonderen Interessensphären zu sichern, und vor allen Dingen erschien es als notwendig, die Japaner daran zu hindern, daß sie ihren Einfluß über ganz China ausdehnten. So eignete sich Rußland, halb durch Vertrag, halb durch Gewalt, das Protektorat über die Mandschurei an; die Franzosen beanspruchten Ähnliches in einem großen Teil Südchinas; die Engländer verfolgten schon jahrelang vorher die Idee, das ganze sogenannte Jangtsebecken, d. h. das Stromgebiet des Jangtsekiang und aller seiner Zuflüsse, räumlich etwa die Hälfte, der Bevölkerung nach mehr als zwei Drittel des eigentlichen China, als ihr besonderes Einfluß- und Interessengebiet zu proklamieren. Bei dieser Sachlage blieb natürlich auch der deutschen Politik nichts weiter übrig, als sich für den Fall der tatsächlichen Aufteilung Chinas in derartige Interessengebiete wenigstens einen Stützpunkt zu sichern, von dem aus wir eventuell hoffen durften, unsererseits einen Anspruch auf Berücksichtigung unserer Interessen mit Erfolg geltend zu machen. Das ist der Ursprung des Erwerbs des sogenannten Kiautschou-Pachtgebiets.

Alle jene Voraussetzungen über die kommende Entwicklung in China haben sich aber mit dem Anbruch des Reformzeitalters als irrig erwiesen. Das politisch-nationale Selbstgefühl und das staatliche Einheits-Bewußtsein der Chinesen haben seit dem Ende der Boxerunruhen, namentlich aber seit dem russisch-japanischen Kriege, solche Fortschritte gemacht, daß an eine Verteilung Chinas, sei es in welcher Form auch immer, unter Europäer, Amerikaner und Japaner in keiner Weise mehr gedacht werden kann. Namentlich Japans, Rußlands, Frankreichs und Englands frühere Pläne sind durch die Ereignisse auf absehbare Zeit, wahrscheinlich auf immer, gegenstandslos geworden. Im deutschen Interesse können wir diese Wendung aus dem Grunde nur mit Befriedigung begrüßen, weil wir weder, wie Japaner, Russen und Franzosen mit ihrem Kolonialgebiet tun, direkt an China grenzen, noch, wie die Engländer, eine überwältigende Seemacht zur Verfügung haben. Deutschland ist damit am besten gedient, wenn China stark und konsolidiert genug ist, um allen fremden Nationen gegenüber gleichmäßig seine Selbständigkeit und den handelspolitischen Grundsatz der „offenen Tür", des gleichen Rechts für alle, zu wahren.

Nun aber hat der allgemeine Umschwung der Verhältnisse in China die Nationen, die früher an politisch-territorialen Machterwerb dachten, in anderer Weise zum Verfolg ihrer Interessen in China auf den Plan gerufen. Jetzt gilt es nicht mehr, äußere Einflußsphären abzugrenzen und zu reservieren, Flottenstützpunkte und dergleichen zu erwerben, sondern es gilt, einen allgemein kulturellen Einfluß auf die Entwicklung des chinesischen Reformwerks zu erlangen. Der Weg hierzu führt in China vor allen Dingen über das Schulwesen. Wir betonten bereits, daß sich die Eigenart der Jahrtausende alten geistigen Kultur Chinas, wie sie in den praktischen Grundsätzen der Staatsverwaltung sich verwirklicht, diesmal vor allen Dingen in der Tatsache zum Ausdruck gelangt, daß die chinesische Regierung in programmatischer Weise die Staatsreform auf der Unterrichtsreform aufzubauen entschlossen ist. Dem entspricht es, wenn jetzt in weiten Schichten des Volkes, im Gegensatz zu der früheren Selbstgenügsamkeit und Ablehnung alles Ausländischen, volle Bereitwilligkeit zur Aufnahme der westlichen Bildung besteht. Damit in Übereinstimmung steht der Aufbau des neuen Schulwesens in China mit dem Ziel der Aneignung aller Grundlagen der westlichen Wissenschaft. Von dem Moment ab, wo diese neuen Prinzipien in China mächtig wurden, warfen sich drei dort besonders interessierte fremde Nationen mit der größten Energie auf die Mitarbeit an der Neugründung des chinesischen Unterrichtswesens. Diese Nationen sind die Japaner, die Amerikaner und die Engländer. Auf amerikanischer Seite ist unter anderem eine großartige private Spende des Petroleumkönigs Rockefeller zu verzeichnen. Rockefeller hat der vereinigten amerikanischen Presbyterianer- und englischen Baptistenmission in Schantung eine Stiftung von über 6 Millionen Mark gemacht (150.000 Dollars jährlich auf zehn Jahre), um damit eine anglo-amerikanisch-chinesische Universität in Schantung zu gründen. Die amerikanische Regierung hat weiter der chinesischen soeben fast die ganze Entschädigungssumme für die amerikanischen Verluste während der Boxerzeit zurückgezahlt, unter der einzigen Bedingung, daß jährlich von Staats wegen achtzig junge Chinesen zum Studium nach Nordamerika entsandt werden. Die Japaner überschwemmen ganz China mit Lehrkräften, Zeitungsgründungen und sonstiger kultureller Agitation, die in diesem Falle einen sehr starken politischen Einschlag hat. Gegen zehntausend chinesische Studenten studieren außerdem auf japanischen Hochschulen. Sehr groß sind auch die Anstrengungen der Engländer. Wie bei den Amerikanern fließen auch bei ihnen die Mittel aus der Heimat vor allen Dingen den in China wirkenden heimischen Missionsgesellschaften zu. In Tainganfu, der Hauptstadt der nordchinesischen Provinz Schansi, besteht schon seit mehreren Jahren eine englisch-chinesische Universität, ähnlich derjenigen, die Rockefeller mit Hilfe der Baptisten und Presbyterianer in Schantung gründen will. Große und reiche Vereinigungen englischer Interessenten wirken unter mancherlei Titeln für die Beeinflussung Chinas im Sinne englischer Kultureinflüsse. Die Mittel, die den englischen Missionen zufließen, wachsen von Jahr zu Jahr. Fast durchweg verfolgt dabei das Angelsachsentum in entschiedenster Weise das Prinzip, alle anderen Nationen außer England, Amerika und Japan als unbedeutend, ihre Kultur als bloßen Ableger der englischen, ihr Wissen, ihre Technik als gering gegenüber England und Amerika hinzustellen; außerdem ihre Absichten auch noch politisch zu verdächtigen. Mit besonderer Energie richtet sich dieses Verfahren gegen Deutschland.

Von deutscher Seite ist vorläufig ein einziger Versuch zu verzeichnen, um auch für uns ein Stück geistigen Einflusses auf die kulturelle Umwandlung Chinas zu erreichen: der Plan des Reichsmarineamts, ein deutsch-chinesisches Schulsystem in Tsingtau zu gründen. Der

Plan ist gut; man darf vielleicht auch hoffen, daß der Reichstag, der die Mittel bewilligen muß, ihm zustimmen wird. Wenn aber von uns aus nichts weiter geschieht, als dieses eine, dann ist nicht daran zu denken, daß wir uns kulturell neben dem Angelsachsentum in China behaupten können. Auch Engländer und Amerikaner bringen aus privaten Mitteln mehr auf, als aus amtlichen geschieht. Die Budgets der anglo-amerikanischen Missionen, denen auf diesem Gebiet fast die ganze Arbeit der Interessenvertretung der nationalen Kultur zugewiesen wird, ragen bergehoch über die vergleichsweise winzigen Beträge empor, auf die unsere deutschen Missionen angewiesen sind. Was die englische und amerikanische Mission in China treibt, darf seinem stärksten und innersten Motiv nach nicht verkannt werden: es ist der Dienst an der Ausbreitung der christlichen Wahrheit. Für die angelsächsische Auffassung ist diese Wahrheit aber untrennbar amalgamiert mit dem ganzen nationalen Kulturbesitz und dem absoluten nationalen Selbstgefühl der Engländer und Amerikaner. Im Grunde genommen heißt für jene, die Welt mit Christentum und Humanität zu erfüllen, soviel, wie sie des angelsächsischen als des einzig klassischen Typus von Christentum und Humanität teilhaftig zu machen! Was sagen unsere nationalen Politiker dazu? Was unsere weitblickenden, aufgeklärten, national und human empfindenden Geschäftsleute? Unsere Großkaufleute, Exporteure und Reeder? Was unsere deutschen Missionsgesellschaften? Was unser Allgemeiner Evangelisch-protestantischer Missionsverein? Was die Menge unserer Missionsfreunde in Stadt und Land? Es wäre wichtig, eine Antwort hierauf zu hören!

Jakob Burckhardt.

Von Edmund Ruete.

4.

4. Wirksamkeit in Basel.

Ich habe versucht, an einigen Beispielen aus den Werken seiner Reife zu zeigen, wie Burckhardt auf dem von Ranke und Kugler gewiesenen Wege vermöge der ursprünglichen Kraft seiner Begabung in vollkommener Freiheit weitergeschritten ist. Wir haben darüber den Studenten Burckhardt beinahe aus den Augen verloren. Im Sommer 1841 hatte er für ein Semester Berlin mit Bonn vertauscht. Hier empfing er durch Gottfried Kinkel wertvolle Anregungen und wandte seine Teilnahme den Denkmälern und der Geschichte der Rheinlande zu. Schon in Basel hatte er als Zwanzigjähriger einen Aufsatz über schweizerische Kathedralen in einer Bauzeitung erscheinen lassen. 1843 gab er nun seine erste historische Schrift heraus. Sie handelt von Konrad von Hochstaden, dem Erzbischof von Köln, der einst den Dom zu bauen begonnen hatte, zu dessen Ausbau endlich 1842 feierlich der Grundstein gelegt worden war. Gleich in dieser Erstlingsschrift tritt der Burckhardt innewohnende Drang, eine historische Erscheinung immer als lebendiges Glied eines großen Ganzen zu betrachten, deutlich hervor. Die Herbstferien des Jahres 1841 hatte er zu einer Studienreise nach Belgien benutzt, deren Ergebnis eine Schrift war, die Reisende zum Genuß der Kunstwerke der belgischen Städte anleiten sollte. In bescheidenem Maßstabe und auf einem anderen Gebiete verfolgte diese Jugendschrift also den gleichen Zweck wie der vierzehn Jahre später erschienene „Cicerone", ein Zeichen, daß der Wunsch, Augen und Kunstgefühl seiner Mitmenschen zu bilden, tief in Burckhardts Wesen begründet war.

Nach einem längeren Aufenthalt in Paris, wo seine Forschungen der Schweizer Geschichte galten, habilitierte er sich 1844 noch vor Vollendung seines sechsundzwanzigsten Lebensjahres an der Universität Basel als Dozent der Geschichte. Gleich damals machte er, was ihm nicht weniger als die Pflege seiner Wissenschaft ein Herzensbedürfnis war, seine Kenntnisse und Gaben in öffentlichen Vorträgen einem gebildeten Publikum dienstbar. So hat er es sein Leben lang gehalten, und nicht ohne Rührung kann man lesen, wie er am Schluß seiner Selbstbiographie den Wunsch ausspricht, es möge ihm die wohlwollende Erinnerung seiner Zuhörer an der Universität, der Schüler des Pädagogiums und der Zuhörerschaft der Wintervorträge über das Grab hinaus gesichert bleiben. Burckhardt besaß, wie sein Biograph und jeder, der ihn gekannt hat, bewundernd hervorhebt, eine Lehrbegabung ersten Ranges, die glücklichste Redegabe, der jedes Pathos fremd war. Wo es nötig und nützlich war, stellte sich Humor und Ironie von selbst ein. Stets trug er, ob er vor seinen Studenten oder vor einem gemischten Publikum sprach, ohne jedes Manuskript mit der schönsten Leichtigkeit vor. Was ihn dazu befähigte, war neben einem ungewöhnlichen Gedächtnis die Gabe und das Bedürfnis anschaulicher Mitteilung und nicht zum wenigsten der ihm angeborene künstlerische Trieb, nichts halb zu tun, immer seine ganze Persönlichkeit einzusetzen, aber auch nichts zu unternehmen, was seiner Natur und ihren Tendenzen widerstrebte. So ließ er denn jedem Vortrage die sorgfältigste Vorbereitung voraufgehen. Er fühlte sich berufen, vergangene, aber noch für unabsehbare Zeiten nachwirkende Kulturen zu erforschen und die gewonnene Erkenntnis in der klarsten und lebendigsten Form, sei es schriftlich, sei es mündlich, seinen Zeitgenossen mitzuteilen. Alle Mühen, die diese Aufgabe mit sich brachte, nahm er freudig auf sich, alles, was ihn an ihrer Erfüllung hemmen konnte, wies er ebenso entschlossen von sich. Der Mann, der die erlesensten Kunstwerke wie kaum ein zweiter nachzuempfinden und zu deuten vermochte, der die farbenfrohen, phantasiebeschwingten Feste, die heitere Geselligkeit, das von allen Künsten verschönte, aber auch von allen Leidenschaften durchglühte Leben der italienischen Renaissance mit innerstem Anteil geschildert hat, verlangte für sich nur die schlichteste Wohnung und Kleidung. Er war, wie er von Rubens rühmt, für seine Person ein Vorbild aller Sobrietät, und auch ihm konnte, wie dem Maler, noch vieles gefallen, was nicht er selbst war. Und wie er sich unabhängig von den Wünschen der Sinne hielt, deren schaffende und zerstörende Macht ihm wohlbekannt war, so bewahrte er auch den Forderungen der ihn umlärmenden Welt gegenüber seine Unabhängigkeit. Nur mit seinen Vorträgen, in denen er aus dem unerschöpflichen Schatze seines Geistes und Wissens immer neue Gaben darzubieten wußte, trat er regelmäßig vor ein größeres Publikum, das ihm dankbar genießend lauschte. Sonst stand er dem öffentlichen Leben fern und ließ sich auch keine Verpflichtungen aufbürden, die seine Zeit und Kraft seiner Arbeit hätten entziehen können. Es wäre unbillig, ihn darum zu tadeln. Wovon er fern blieb, darin konnten ihn viele leicht und mit größerem Geschick ersetzen. In seiner Lebensarbeit aber war er einzig und unersetzlich. Ihm, der seines Lehramtes in der Vaterstadt mit der größten Hingabe waltete, der mehr als einmal die ehrenvollsten Berufungen an angesehene deutsche Universitäten seiner Heimat zuliebe ausgeschlagen hat, ohne diese Gelegenheiten zu einer pekuniären Verbesserung seiner Baseler Stellung zu benutzen, hat es an dem rechten Bürgersinn gewiß nicht gefehlt. Aber er vergaß über der Heimat die Menschheit nicht. Er durfte es aussprechen, daß der Patriotismus, der sich beim Studium der Geschichte am

liebsten ausschließlich auf die Geschichte der Heimat beschränken möchte, oft nur ein Hochmut gegenüber anderen Völkern oder gar eine Art der Parteisucht innerhalb des eigenen vaterländischen Kreises ist, daß es „neben dem blinden Lobpreisen der Heimat eine ganz andere, schwerere Pflicht gibt, nämlich sich auszubilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über alles geht, und der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht würde ermitteln können, wenn sie ihm nicht schon mit seinem Temperament angeboren ist."

5. Die Zeit Konstantins des Großen und der Cicerone.

1845 wurde Burckhardt zum außerordentlichen Professor ernannt. Da mit diesem Titel kein Honorar verbunden war, so übernahm er, wie schon erwähnt, die Neubearbeitung der Kuglerschen Kunstgeschichte und machte zur Vorbereitung zunächst eine längere Studienreise nach Italien, die ihn bis Rom führte, während er bisher nur bis Florenz gekommen war. Er blieb dann bis zum Frühling 1848 in Berlin, wo Kugler ihn gar zu gern als Lehrer der Kunstgeschichte an der Akademie festgehalten hätte. Da wurde ihm in Basel der mit einem bescheidenen Gehalt verbundene Geschichtsunterricht an oberen Klassen der realistischen Abteilung des Pädagogiums angeboten, und der Schweizer kehrte in die geliebte Heimat zurück, wo er nun seine Wirksamkeit zwischen Schule und Universität teilte. Er glaubte, wie er selbst sagt, nun zum ersten Male in gesicherter Lage seiner Wissenschaft leben zu können. Seine Muße benutzte er zunächst zu einer historischen Untersuchung aus der Zeit des ausgehenden Mittelalters, in der bereits seine Begeisterung für die italienische Renaissance einen lebhaften Ausdruck findet, und Ende 1852 erschien, als die köstlichste Frucht dieser Jahre, sein klassisches Werk über die Zeit Konstantins des Großen, das der später erschienenen „Kultur der Renaissance" ebenbürtig zur Seite steht, wenn es auch bei weitem nicht so viele Auflagen wie diese erreicht hat. Burckhardt stellt sich hier die Aufgabe, den endgültigen Sieg des Christentums über die antike Welt historisch zu erklären. Dieser Sieg, das ist das Ergebnis seiner Forschung, ist durch Konstantin nur äußerlich sanktioniert worden, herbeigeführt ist er durch das Altern des antiken Lebens und seiner Kultur, durch die Zersetzung des Heidentums, deren einzelne Symptome mannigfach eine Vorahnung des Christentums enthielten. Vor allem war die Göttermischung, die uns überall im römischen Reiche begegnet, die Aufnahme fremder Götter, Kulte und Mysterien aus Asien und Ägypten, dazu geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen, ja das Vorurteil zugunsten alles Orientalischen mußte am Ende auch zugunsten des Christentums durchschlagen. „Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen dem Christentum geradezu analog; der Zweck des Daseins wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die einen sich der Unsterblichkeit zu versichern; die anderen wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdringen; alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Kasteiung steigert und, wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidentum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft bleiben; die Voraussetzungen dazu sind aber deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele ins irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art von Erlösung bezeichnet. Das Christentum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diese Fragen, um deren Lösung sich jene gärende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen, einleuchtenden Zusammenhange beantwortete."

Bei Konstantin kann, nach Burckhardt, von Christentum und Heidentum, bewußter Religiosität und Irreligiosität gar nicht die Rede sein. Er ist ein genialer Mensch, dem der Ehrgeiz und die Herrschsucht keine ruhige Stunde gönnen, und ein solcher ist ganz wesentlich unreligiös. Wenn der Name des „Großen" ihm unbestritten geblieben ist, so hat hier nicht das übermäßige Lob der christlichen Schriftsteller, insbesondere des unzuverlässigen Eusebius, entschieden, sondern der gewaltige Eindruck, den die römische Welt von ihm erhalten hatte: sie war von ihm zuerst erobert, dann mit einer neuen Religion versöhnt und in den wichtigsten Beziehungen neu eingerichtet worden. Über der raschen Entartung der siegreichen christlichen Kirche infolge des Starrsinns, des Ehrgeizes und der absurden Dialektik ihrer Vertreter darf man nicht vergessen, daß es daneben noch eine Religion gab. Die schönen sittlichen Folgen der Einführung des Christentums, bemerkt Burckhardt mit Recht, entziehen sich nur allzu sehr unseren Blicken, während der dogmatisch-hierarchische Hader sich ganz unverhältnismäßig vordrängt. Die großen Männer dieser Jahrzehnte, ein Athanasius, ein Gregor von Nazianz, ein Hieronymus, erscheinen wohl einseitiger als die großen harmonischen Menschen des Altertums, aber ihr Lebensprinzip ist ein höheres, inkommensurables. Außerordentlich hoch ist sodann die Wirkung anzuschlagen, die von den christlichen Einsiedlern, den in die Einsamkeit der Wüste oder des Gebirges flüchtenden Asketen, ausgegangen ist. Ohne ihr Vorbild wäre die Kirche, d. h. der einzige Anhalt aller geistigen Interessen, völlig verweltlicht und hätte dann der rohen materiellen Gewalt unterliegen müssen. Das Werk schließt mit einer lebendigen Schilderung Roms im vierten Jahrhundert, mit einem Blick auf das noch im Schmuck seiner herrlichen Denkmäler prangende Athen, das, zur Universität geworden, nun täglich von dem giftigen Hader der Dozenten und von den Tumulten der in bewaffnete Chöre geteilten Studentenschaft widerhallt, und mit einem Hinweis auf Palästina, das irdisch-himmlische Vaterland der eifrigen Christen, das zwar damals schon von räuberischen Sarazenen bedroht wurde, das aber durch Konstantins und seiner Mutter Helena prächtige Kirchenbauten mit einem Glanz ausgestattet war, ohne den sich die Andacht des Mittelalters wohl kaum so glühend, wie sie es getan, an diese Stätten geheftet hätte.

Wenn Burckhardt sich der Zuversicht hingegeben hatte, daß durch die bescheidene Anstellung, die er in Basel erhalten hatte, seine Lage dauernd gesichert sei, so brachte ihm schon das Jahr nach dem Erscheinen der „Zeit Konstantins" eine herbe Enttäuschung. In jenem Jahre wurde nämlich die Anstalt, an der er den Geschichtsunterricht erteilte, in eine Gewerbeschule verwandelt, und bei dieser Gelegenheit büßte er seine Stelle ein. Aber was er als ein Unglück und als eine Kränkung empfand, ist ihm und der Welt zum Heile ausgeschlagen. Denn da er sich nun wesentlich wieder auf literarische Tätigkeit angewiesen sah, so brachte ein nur fünfzehn Monate währender Aufenthalt in Italien seinen „Cicerone" zur Reife, der unter anderen Umständen vielleicht nie geschrieben worden wäre. Diese rasche Vollendung eines durch genaueste Detailkenntnis ebenso wie durch die feinste geistige Durchdringung des Stoffes ausgezeichneten Werkes ist nur daraus zu er-

klären, daß Burckhardt mit dem Gegenstande schon seit Jahren vertraut war, und daß es seine Gewohnheit war, auf seinen Studienreisen den Bemerkungen, die er sich am Tage angesichts der Kunstwerke aufgezeichnet hatte, noch am Abend die endgültige stilistische Form zu geben. Der „Cicerone" will, wie der Titel besagt, nichts anderes sein, als eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens, und er erreicht dies Ziel in der vollkommensten Weise. Der Stoff ist übersichtlich in drei Teile gegliedert, von denen der erste die Architektur, der zweite die Skulptur, der dritte die Malerei vom Altertum bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts behandelt. Die Kunstwerke werden im wesentlichen in chronologischer Folge betrachtet, doch selbstverständlich so, daß nach Ort und Schule zusammengehörige zu Gruppen vereinigt werden. Jedem größeren Abschnitte gehen orientierende oder zusammenfassende Bemerkungen voraus. Je nach ihrer Bedeutung werden die Künstler und ihre Werke bald in knapper, bald in ausgeführterer Form, mit Vermeidung aller Weitschweifigkeit und jedesmal mit bewundernswerter Klarheit und Eindringlichkeit, gewürdigt. Ich gebe als eine Probe zwei Stellen aus der Einführung in die Malerei des 15. Jahrhunderts: „In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts kam ein neuer Geist über die abendländische Malerei. Im Dienst der Kirche verharrend, entwickelte sie doch fortan Prinzipien, die zu der rein kirchlichen Aufgabe in keiner Beziehung mehr standen. Das Kunstwerk gibt zunächst m e h r, als die Kirche verlangt; außer den religiösen Beziehungen gewährt es jetzt ein Abbild der wirklichen Welt; der Künstler vertieft sich in die Erforschung und Darstellung des äußeren Scheins der Dinge und gewinnt der menschlichen Gestalt sowohl als der räumlichen Umgebung allmählich alle ihre Erscheinungsweisen ab (R e a l i s m u s). An die Stelle der allgemeinen Gesichtstypen treten Individualitäten; das bisherige System des Ausdruckes, der Geberden und Gewandungen wird durch eine unendlich reiche Lebenswahrheit ersetzt, die für jeden einzelnen Fall eine besondere Sprache redet oder zu reden sucht . . Wo die Schönheit sich Bahn macht, ist es eine neugeborene sinnliche Schönheit, die ihren Anteil am Irdischen und Wirklichen unverkürzt haben muß, weil sie sonst in der neuen Kunstwelt gar keine Stelle fände." Über die italienische Malerei des Quattrocento heißt es dann im besonderen: „Als Gabe des Himmels besaß sie von vornherein den Takt, die äußere Wirklichkeit nicht in alles Detail hinein, sondern nur soweit zu verfolgen, daß die höhere poetische Wahrheit nicht darunter litt. Wo sie an Details zu reich ist, sind es nicht kümmerliche Zufälligkeiten des äußeren Lebens, sondern Schmuck und Zierat an Gebäuden und Gewändern, die den Überschuß ausmachen. Der Eindruck ist daher kein ängstlicher, sondern ein festlicher. Wenige geben das Bedeutende ganz groß und edel; viele verfangen sich in der Phantasterei, welche dem 15. Jahrhundert überhaupt anhängt, allein die allgemeine Höhe der Formbildung gibt ihren Einfällen eine genießbare und selbst erfreuliche Gestalt."

So steht in der ersten Auflage zu lesen, die kürzlich allen Verehrern Burckhardts in einem schmucken Neudrucke wieder zugänglich gemacht worden ist. Die späteren Auflagen hat Burckhardt nicht selbst herausgegeben; sie stellen von der vierten Auflage an eine Bearbeitung dar, die der hochverdiente Leiter der Berliner Museen, Dr. Wilhelm Bode, mit Zustimmung Burckhardts und unter Mitwirkung von Fachgenossen vorgenommen hat. Einzelne Teile des Buches, wie die ganze Skulptur des Mittelalters und der Frührenaissance und die wesentlichsten Teile der Malerei derselben Epoche, sind dabei vollständig umgearbeitet worden, während andere, wie die Hochrenaissance, im wesentlichen unverändert geblieben sind. Die Wandlung, die das Urteil über die italienischen Künstler des 15. Jahrhunderts in neuerer Zeit erfahren hat, spricht sich bereits in der vierten Auflage vom Jahre 1879, die mir gerade zur Hand ist, unverkennbar aus. Wenn Burckhardt an der eben mitgeteilten Stelle von den Quattrocentisten sagt: „Wenige geben das Bedeutende ganz groß und edel", so ist in der vierten Auflage „Wenige" durch „Einige" ersetzt, und wenn er fortfährt: „V i e l e verfangen sich in der Phantasterei des 15. Jahrhunderts", so heißt es in der Bearbeitung: „E i n z e l n e"; der Schlußsatz endlich verwandelt die „genießbare und selbst erfreuliche Gestalt", die Burckhardt ihren Einfällen zuschreibt, in eine „heitere und selbst schöne Gestalt".

Festschmuck.

Die erste Erinnerung an Festschmuck stammt aus dem Jahre 1865. Da wurde in einigen deutschen Staaten die Waterloo-Feier gestattet. „Gestattet" sagen wir; denn Feste feiern galt noch als ein demagogisches Unternehmen, das von den Regierenden nicht gern gesehen wurde. Gibt es heute doch noch alte Leute, die unter den beständigen Verboten von Festen, Festzügen, Festausschmückung gelitten haben, und denen die heutige Freiheit im Festefeiern fast wie eine Erlösung vorkommt. Die regierenden Kreise haben eben die alte römische Weisheit, daß man dem Volke panem et circenses zur Beruhigung geben müsse, wieder gelernt. Wenn sie Feste feiern, so sind sie vor schlimmeren Gedanken bewahrt — so etwa ist heute die Maxime.

Also der Festschmuck. Fahnen und Girlanden aus natürlichem Grün. Das war alles. Hier und da eine Ehrenpforte, darunter ein „Vivat!", sonst nichts. Dann der Festzug. Noch nicht die historische Maskerade von Hermann dem Cherusker an bis in die neueste Zeit, noch nicht das Aufgebot von Militär und Schulkindern als Spalier. Sondern an den Seiten die erwartungsvoll harrende Menge, und im Zuge die Reihe der Veteranen. Voran einige alte Offiziere: einer der Verteidiger von La Haye Sainte; einer, der in ein französisches Karree gesprengt war und einen General beim Kragen herausgeholt hatte; dahinter die alte Garde, meist Landleute mit schwarzem Rock und hohem Hute, auf der Brust ein oder zwei Ehrenzeichen. So zogen sie an uns vorüber, und wir entblößten alle das Haupt. Das war unser Jubel.

Dann kam 1871. Da kamen unsere Krieger zurück. Der Jubel war ja lauter, es konnte nicht anders sein. Aber in den Straßen überall das frische Grün. Auch die Krieger zogen im grünen Schmucke daher. Hier und da eine Überladung, hier und da ein schwülstiger Vers unter der Ehrenpforte. Aber es war ja Friedensfest. Niemand dachte daran, das einzelne zu kritisieren, die Freude verschlang alles. Vielleicht, daß einer bei sich dachte: Wenn wir erst ruhigere Zeiten wieder haben, wollen wir auch einfachere Feste feiern. Zu einfachen Festen auch wieder einfachen Schmuck.

Es ist anders gekommen. Wir sind immer anspruchsvoller und gebelustiger geworden. Was früher gar nicht üblich war, ist jetzt die Regel. Kommt eine fremde Fürstlichkeit in des Reiches Hauptstadt, so wird sie empfangen wie ein Sieger, der aus dem Kriege kommt. Und der Festschmuck übersteigt alle Grenzen, auch die des Geschmacks.

Man hat neulich der Berliner Einzugsstraße wohl einen freundlichen Schimmer verleihen wollen, indem man wurstartige Papier-Girlanden in hellen Farben über den Ehrenpforten und an den Häusern anbrachte. Aber es soll ausgesehen haben wie ein Faschingsschmuck in Köln

oder München. Als ob man den Prinzen Karneval erwarte, und nicht den König von England. Alles aus Papier. Vergängliche knisternde Stoffe von ausgesuchter Geschmacklosigkeit. Als ob einer mit Konfetti dazwischen werfen müßte, um das Bild vollständig zu machen. Gewiß viel guter Wille, aber wenig tatsächlicher Geschmack. Etwas Farbenfreudigkeit; aber so, wie sie unsere Köchin hatte, als sie zum ersten Male den Ball der Unteroffiziere mitmachen wollte; da hing sie sich alle bunten Schleifen, deren sie habhaft werden konnte, an ihren Ballstaat.

Wir können uns nicht schmücken. Oder wir haben's verlernt. Es soll Ansehen haben; aber wir treffen's nicht. Die schöne Einfachheit, in der alles Überladene vermieden wird, liegt uns nicht mehr. Und wir wollten's doch anders machen! Ich meine wenigstens, es sei so etwas wie eine Reinigung über uns gekommen, als ob unser ganzes inneres Denken und äußeres Verhalten anders werden sollte. Man sieht wenigstens auf uns von vielen Seiten und ist gespannt, wie wir's jetzt machen. Und wir machen's gerade so wie früher! Vielleicht gar etwas schlimmer. Können wir's nicht anders?

Man wird verstehen. Hinter dem gutgemeinten, aber übel geratenen Festschmuck beim Brandenburger Tor und unter den Linden steckt eine ernstere Frage. Die Frage, ob unser Volk schon eine gründliche Änderung in seiner Gesinnung, seinem Geschmack durchgemacht hat. Man schätzt beides im Auslande sehr niedrig ein. Wir müssen das Beste dazu tun, daß wir höher gewertet werden. Denn ich fürchte, auch vieles andere bei uns erscheint denen da draußen wie flatternde Papierblumen mit allen Merkmalen der Unechtheit. Wir haben im tiefsten Grunde unserer Volksseele solidere Schätze. Sie müssen aber erst gehoben werden. Entweder muß ein prophetischer Mann mit prophetischem Worte uns dazu fähig machen. Oder es muß erst ein großes Unglück über uns kommen, wie einst vor hundert Jahren. Aber lernen müssen wir's doch!

Saxo.

Vom Büchertisch.

Dr. med. Samuel Collenbusch und sein Freundeskreis. Beiträge zur Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen Kirche von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, von Pastor Fr. Angé in Neukirchen, Kreis Moers. Neukirchen, Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins. 143 und 179 S. 5,50 M.

Die meisten der Leser unserer Zeitschrift werden gehört haben von der Bewegung, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von dem Arzt Dr. Collenbusch ausgegangen ist, der in Duisburg und später in Barmen ein Häuflein in seinem Sinne Frommer um sich gesammelt hat. In obigem Buch wird das Leben Dr. Collenbuschs und seiner Freunde, sowie ihre Anschauungen quellenmäßig dargestellt, in der 1. Abteilung Dr. S. Collenbusch und Rektor Joh. Gerh. Hasenkamp in Duisburg, in der 2. Abteilung Dr. S. Collenbusch im Wuppertal, Bankier Hoffmann, Gebr. Hasenkamp, D. Gottfried Menken. Der Verfasser scheint mit den Wurzeln seines Wesens selbst in jene Bewegung zurückzureichen. Mit viel Liebe schildert er die interessanten Persönlichkeiten, von denen jene Bewegung ausging. Uns freilich mutet so manches in ihr fremdartig an. Im methodistischen Sinne etwa der heutigen Gemeinschaftskreise, die manche Ähnlichkeit mit den Collenbuschianern haben, wird vielfach operiert mit den Ausdrücken: „Erweckung", „zum Mannesalter in Christo gelangen", „Zeit des Heils" u. a. Es wird rühmend erwähnt, daß hier und da einer schon als Kind erweckt gewesen sei. Überall lesen wir nur die Sprache Kanaans, die Auffassung der Bibel ist ganz und gar die der alten Inspirationstheorie, Altes Testament und Offenbarung Johannes werden wahllos, buchstäblich als Wort Gottes angesehen, der Glaube an das Vorhandensein des Satans spielt eine große Rolle, für Goethe und Kant, die auch in den Gesichtskreis jener Männer und ihrer Bewegung treten, ist wenig Verständnis vorhanden. Andererseits wieder muß uns manches an dieser Bewegung sympathisch berühren: Der Kampf gegen die altkirchliche Lehre von der Genugtuung und Rechtfertigung, die Betonung des „Christus in uns" neben der des „Christus für uns", die Betonung der Pflicht der Heiligung als einer Aufgabe der Menschen neben dem Glauben an die Sündenvergebung. Auch den Eindruck gewinnt man ohne weiteres aus den Schilderungen des Buches, aus den Briefen und Aussprüchen jenes Freundeskreises: Die Frömmigkeit ist bei diesen Leuten Leben und Kraft geworden, es ist ihnen Ernst mit dem Kampf gegen sich selbst. „Das Christentum ist keine Sterbekunst, wie etliche übel Berichtete träumen, sondern eine Kunst zu leben zur Ehre dessen, der uns geliebet hat" (I S. 70). Das ist doch ein schönes Wort Collenbusch', und nur eins von vielen, die wir von ihm oder seinen Freunden in diesem Buch berichtet finden. Denjenigen, die sich über jene, für die Kirchengeschichte wenigstens des Rheinlandes und Wuppertales nicht unwichtiger Bewegung orientieren wollen, sei das Buch als gute Quelle empfohlen.

Berlin. Habicht.

Praktisch-theologische Handbibliothek. Herausgegeben von Privat-Dozent Lic. F. Niebergall, Heidelberg. 8. Band:

Johannes Herzog, Stadtpfarrer in Eßlingen a.N. **Die Probleme des inneren Lebens in der evangelischen Verkündigung.** Eine homiletische Untersuchung. Göttingen 1908, Vandenhoeck und Ruprecht.

Diese homiletische Untersuchung baut sich auf der Behauptung auf, daß eine „Topographie des innern Lebens" möglich sei. Sie beleuchtet die Begriffe Wiedergeburt und Bekehrung, Heiligung, Heilsgewißheit, Gnadenmittel u. a. „ohne den normativen Charakter des Urchristentums auf Kosten der Gegenwartsverhältnisse und -forderungen zu betonen" und zugleich, „ohne dabei die ewigen Werte, die in den massiven Begriffen des N. Test. beschlossen sind, zu entleeren". Die Untersuchungen halten sicherlich eine gute Mitte in der Art, daß sie doch schließlich wieder „Ja" sagen, nachdem ein „Nein" bereits ausgegeben ist. Mir fehlt eine gelegentlich kräftige Absage dort, wo es sich um Abgestorbenes, um das „Einst" handelt, und eine energische affirmative Stellungnahme, wo es gilt, dem „Jetzt" sein Recht zu geben. Der Verfasser redet da und dort von anthropopatisch oder -morphistisch, stellt dann aber fest, daß mit solcher Redeweise ein Geheimnis umschrieben sei, „das gewiß objektiven Wert hat". Also, eigentlich „Nein", uneigentlich aber doch „Ja". In dem ganzen Buche gibt es nicht eine einzige klare und unzweideutige Antwort auf die vielen Fragen, die es aufwirft. Außerdem, solche Systematisierung organisch-lebendiger Dinge! Wir müssen wirklich einmal grob werden: wohl bekomm's dem, der's mag!

Schönwald.

Zeugnisse für die Wahrheit der evangelischen Kirche. Aus den Schriften der ältesten Kirchenväter. Von Dr. theol. Fr. Böhm. Dresden 1908. 131 S. 3 M.

Mit Vorliebe hat die katholische Kirche im Bewußtsein ihres nie unterbrochenen Zusammenhanges mit dem Urchristentum immer die Frage aufgeworfen, wo denn vor Luther die evangelische Kirche gewesen sei. Die Antwort, daß sie sich in den Herzen aller evangelisch Denkenden gefunden habe, ward meist mit ironischem Lächeln aufgenommen. Um so erfreulicher, daß jetzt ein einstiger katholischer Theologe selber den Nachweis für das Alter der evangelischen Kirche zu führen sucht. Durch das Studium der Kirchenväter ist er zu der Überzeugung gekommen, daß „die wahre Rechtgläubigkeit und christliche Freiheit im Schoße der evangelischen Kirche" enthalten sei. So führt er eine große Zahl evangelischer Zeugnisse aus altchristlichen Schriftstellern an, deren Namen sonst einen gut katholischen Klang haben. Es überrascht doch, wenn man eine solche Menge Stellen angeführt sieht, die nicht nur das formale, sondern auch das materiale Prinzip der Reformation enthalten sollen. Natürlich wird man vieles cum grano salis lesen müssen. Der Satz z. B., daß nur die Schrift Quelle der Glaubenserkenntnis sei, war eine apologetische Notwendigkeit gegenüber den mannigfachen Traditionen der Häresie, die der wachsenden Großkirche gefährlich werden konnten. Die evangelischen Wahrheiten — die vom Evangelium doch nicht nur ihren Namen ableiten — konnten eben damals noch ruhig neben den Ansätzen zur katholischen Praxis hergehen (man denke an Augustin!). Später sind sie immer mehr von der letzteren überwuchert und entstellt worden. — Besonders dankenswert ist's, daß uns der Verfasser im zweiten Teile seines Buches mit der Redekunst der antiken christlichen Schule bekannt macht und wertvolle Auszüge aus den Predigten der Kirchenväter gibt.

Leipzig. A. Schnauß.

„Der Pentateuch im Lichte der neueren Forschung mit besonderer Beziehung auf den Seminarunterricht" von Dr. Rückert, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium zu Unna, früher am Seminar zu Gotha. (41. Heft der „Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung". Herausgegeben von Dr. Mathusius, Seminardirektor in Weimar.) Gotha. E. F. Thienemann 1908. 60 Pf.

Vortrefflich wird auf den 1½ Bogen dargestellt, wie auf Grund solcher Kenntnis und Beurteilung des Alten Testamentes, wie sie das eben erwähnte Bibelwerk vermittelt der religiös-sittliche Wert der Schrift wahrhaft zur Geltung gebracht werden kann im Volksschulunterricht, wenn die Lehrer in ihrer Vorbildung befähigt werden, aus selbstständiger Einsicht in die geschichtliche Entstehung und Gestalt des Pentateuch die Grundgestalt israelitischer Frömmigkeit, wie sie der Ausgangspunkt und Fortschritt zur christlichen ist, mit Verständnis ihrer geschichtlich bedingten Erscheinungsformen unterrichtlich fruchtbar zu machen. Aber oh! wann werden unsere Seminare sich solchem Unterricht eröffnen?!

Gute und dabei recht preiswerte Zigarren (s. heutiges Inserat!) bezieht man vom Zigarren- und Tabak-Versandgeschäft des Postmeisters a. D. **B. Bock** in **Eisenach**, der von angesehenen Fabriken zu Engros-Fabrikpreisen bezieht, keinerlei Unkosten für Laden, Personal, Reisen usw. hat und sich dabei mit einem kleinen Nutzen begnügt, so daß es ihm möglich ist, vorzügliche Ware für billigen Preis zu liefern. In der über 50 Sorten enthaltenden Preisliste, die auf Wunsch zugesandt wird, findet jeder Raucher für seinen Geschmack passendes. Besonders möchten wir unsere Leser auf die recht ansprechend ausgestattete **Wartburg-Zigarre** aufmerksam machen, die in drei Qualitäten zu verschiedenen Preislagen zu haben ist.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlagsbuchhandlungen von Peter Hobbing in Darmstadt und B. G. Teubner in Leipzig bei, auf die wir hierdurch noch besonders aufmerksam machen.

In über **4 Millionen Exemplaren** verbreitet sind die

Wiesbadener Volksbücher

Herausgegeben vom Volksbildungs-Verein Wiesbaden.

Bester und billigster Lesestoff für Schule und Haus, Jugend und Volk!

Modernes und Klassisches für 10, 15 und 20 Pfennig.

Die „Monatsschrift für höhere Schulen" sagt von dem Unternehmen:

„Es ist eine Volksbücherei im besten Sinne, und zwar eine solche, die von dem ganzen deutschen Volk, zu dem auch wir gehören, benutzt werden muss, und nicht nur von dem Teil der Bevölkerung, der gewöhnlich wegwerfend so bezeichnet wird. Eine reiche Ernte liegt zum Einholen bereit!"

Man verlange ausführliche Verzeichnisse in den Buchhandlungen oder direkt von dem Verlag

Buchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden

Für 48 Mark
versende ich eine hochelegante, **hocharm. Familien-Nähmaschine** (Syst. Singer) zum Fußbetrieb, m. allen Neuerung. ausgestattet, inkl. hochf. poliert. Kasten u. sämtlichem Zubehör. Viele Anerkennungen.
5 Jahre Garantie.
K. Hönniger
Erfurt, Radowitzstraße 47.
Ill. Katalog gratis und franko.

Sitzen Sie viel?
Gressners Sitzauflage aus Filz für Stühle und Schemel verhütet das Durchscheuern u. Glänzendwerden der Beinkleider. Ca. 38.500 Stück im Gebrauch, Allg. Elektr. Ges. 1075 Stck. Prelsliste frei. **Gebr. Gressner**, Berlin-Schöneberg 282. Ferner als Geschenk zu empfehlen Gressners Nadelkissen sowie Gressners neuer Briefmarken-Anfeuchter.

Der Abonnementspreis unseres Blattes
beträgt — bei **direkter** Zusendung — für
1 Vierteljahr . . . . . **1,90 M.**
2 Monate . . . . . **1,25 M.**
1 Monat . . . . . **0,65 M.**
Das Abonnement kann mit **jeder beliebigen** Nummer beginnen.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin.

Delikatess-Pflaumenmus
in Raffinade
in Blecheimern, ca. 10 Pfd. brutto, Nachnahme 2,95 M., bei Voreinsend. 2,75 M. franko. **Emil Lendel**, Obstzüchterei, **Bornstedt** (Mark).

Gebrüder Walter
Orgelbauanstalt
Guhrau, Bez. Breslau
gegründet 1824.
Geschäftsstelle Berlin N 58.
Kirchenorgeln jeder Größe
in anerkannt vorzüglicher Ausführung.
Umbauten, Reparaturen, Orgelpflege.

Familienanzeigen
kosten im **Protestantenblatt**
nur **15 Pfennig**
(statt 30 Pfennig) pro Zeile.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 9.

Berlin

Bremen.

3. März 1909.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. — Der Hannoversche Courier. — Württemberg. — Vom Zeitschriftenmarkt. — Laienreden auf Friedhöfen. — Das Meininger Volksschulgesetz. — Versammlungskalender. — Anzeigen.

Tagebuch.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat durch seinen Berliner Hauptverein im Einverständnis mit dem Zentralvorstand die Festordnung der Jubiläumstagung entworfen und bekannt gegeben. Neben den Sitzungen des Zentralvorstandes und der Delegierten interessieren folgende Veranstaltungen, deren genaues Programm die nächste Nummer bringen soll: 20. April, 8 Uhr: Festpredigt des Pfarrers Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg. 21., abends: 3 Volksversammlungen mit Reden von Nasaharu Sasaki-Japan, Pfarrer Dr. Pfister-Zürich, Professor Schmiedel-Eisenach, Pfarrer Wendt-Frankfurt a. O., Pfarrer Lic. Munzinger-Zweibrücken. Am 22., 10 Uhr: die Generalversammlung mit Eröffnung durch D. Kind und dem Hauptvortrag des Herrn Lic. Dr. Rohrbach-Berlin: Der Umschwung im chinesischen Bewußtsein und die Aufgaben der evangelischen Mission.

*

Der Hannoversche Courier brachte einen Bericht über die Siegener Wahl (Lic. Mumm), die, wie unsere Leser wissen, zuungunsten der Christlich-Sozialen ausgefallen ist, indem der Nationalliberale Vogel 17922 Stimmen bekam, gegen Mumm, der nur 15700 auf sich vereinigte. Der Courier bezieht sich bei seinem Bericht auf das christlich-soziale „Volk", einst ein Blatt von Ruf und Beruf, heute trotz alles Räsonierens ohne bedeutende Resonanz. Das „Volk" vom 16. Januar 1909 bittet zuerst um Geld für den Wahlkampf, um dann fortzufahren: „Freilich wird dieser Geisterkampf nicht durch die Menge des Geldes entschieden. Der letzte Ausgang liegt überhaupt nicht bei Menschen." Man traut seinen Augen nicht, wenn man so etwas liest. Denn es ist doch eine unglaubliche und in unserer Zeit unverzeihliche Blasphemie, die in diesen Worten liegt. Den Herrgott in einen direkten Zusammenhang zu bringen mit einem politischen Wahlkampf! Wer wirklich religiös ist und wer da weiß, wie menschlich-allzumenschlich es bei derartigen Kämpfen zugeht, dem empört sich das Herz. „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergernis gibt . . . . wird mit Gefängnis bis zu 3 Jahren bestraft". Wahrhaftig, dieser § 166 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich, den gerade diese Herren immer mit Energie festhalten wollen, während wir ihn möglichst bald beseitigt wissen möchten, der müßte angewandt werden, wo Mandatshunger, politische Machtfragen u. a. in den Mantel der Frömmigkeit sich hüllen. — Stellen wir uns nun aber einmal auf den Standpunkt des „Volk"-Schreibers. Der Herrgott, bei dem der letzte Ausgang lag, hat gegen sie entschieden. Und wie! Nun gut, so müßten diese Herren doch jetzt einen Lobgesang anstimmen zu Ehren dessen, der den Nationalliberalen zum Mandate verhalf. Seinen Willen, als den besten, müßten sie preisen. Ob sie es tun? — Und sie müßten weiter, wie sie es sonst so gerne machen, man denke nur an die orthodoxen Predigten über das Erdbeben in Italien!, die Schuld dafür, daß Gott sich von ihnen wandte, bei sich selber suchen und Buße tun im Sack und in der Asche und sich abwenden von ihrem verkehrten Wege und der Verstocktheit ihrer Herzen. Das wäre eine richtige und schöne Konsequenz. Ob sie es tun? Solange sie es nicht tun, müssen wir anderen uns derartige Lächerlichmachungen unserer Religion, derartige Lästerungen Gottes und Hineinziehungen des Ewigen in politische Kraftproben aufs energischste verbitten um der Religion und der Volksgesundheit willen. Bode-Bremen.

*

Württemberg. Volksschulgesetz. — Bischöfliches Ordinariat in Rottenburg. In namentlicher Abstimmung wurde am 9. Februar d. J. die Volksschulnovelle mit 63 gegen 26 Stimmen des Zentrums und eines Bauernbündlers von der Zweiten Kammer angenommen. Die Vorlage geht nun der Ersten Kammer zu, die zum Berichterstatter den Präsidenten des Ev. Konsistoriums von Sandberger gewählt hat. Die Erste Kammer wird zweifellos nicht allen Beschlüssen der Zweiten beitreten. Fürs erste muß noch eine Festsetzung des Paragraphen, der das Aufsichtsrecht des Religionsunterrichts durch die Kirche festlegt, erfolgen, da in dieser Frage die Zweite Kammer zu einem einheitlichen Beschluß überhaupt nicht gelangte. Ferner wird wohl die Erste Kammer den Regierungsentwurf wiederherstellen, der den Geistlichen zum Vorsitzenden der Ortsschulbehörde bestimmt. Die Zweite Kammer hat ihm nur den „Mitvorsitz" neben und nach dem Ortsvorstand eingeräumt. Wir meinen: Entweder soll der Pfarrer den Vorsitz haben oder überhaupt nur Mitglied der Ortsschulbehörde sein. Der „Mitvorsitz" scheint uns eine sonderbare Sache. Im übrigen wird die Erste Kammer in ihrer Majorität für die Novelle stimmen, da schon in der Zweiten die Forderung der Sozialdemokraten auf Abschaffung des Religionsunterrichts sowie die der „Simultanschule" abgelehnt worden ist. Die nationalliberale Partei hatte den Antrag auf fakultative Zulassung der Simultanschule gestellt; allein, da dieser Antrag den Sozialdemokraten nicht genügte, so stimmten sie zum großen Teil mit Zentrum und Konservativen dagegen — entsprechend ihrer Politik: alles oder nichts. Sehr zielbewußt zeigten sich die Genossen nicht; die 15köpfige Fraktion zerfiel in nicht weniger als drei Gruppen. Die Minorität stimmt für fakultative Simultanschule, die Majorität dagegen, ein dritter Teil enthielt sich der Abstimmung! Da bei uns Dissidenten vom Religionsunterricht befreit sind und der orthodoxe Konfessionalismus aus der Schule mehr und mehr schwindet, so liegt ein wesentlicher Grund für die Simultanschule nicht vor. Es handelte sich seitens der Nationalliberalen unter der Führung Dr. Hiebers mit ihrem Antrag lediglich um ein Entgegenkommen gegen die Forderung der Freisinnigen. — In ein eigentümliches Licht trat während der Verhandlungen die Erklärung des Bischofs von Rottenburg, der sich im Zentrumsorgan darüber beschwert hatte, daß ihm seitens der Staatsregierung der Schulgesetzentwurf nicht vor seiner Veröffentlichung vorgelegt worden sei. Der Kultusminister wies dieses Verlangen mit Beziehung auf die bisherige Praxis und den rein staatlichen Charakter der Schule zurück; sodann machte er die Mitteilung, daß er ein Vierteljahr vor Veröffentlichung der Novelle den Bischof anläßlich eines offiziellen Besuchs mündlich von dem Inhalt desselben in Kenntnis gesetzt habe! Diese Erklärung wurde mit allseitigem Erstaunen aufgenommen, und man konnte sogar in der konservativen „Reichspost" unzweideutige Aeußerungen über die sehr mangelhafte Berücksichtigung der Tatsachen seitens des bischöflichen Ordinariats lesen. — Ungefähr gleichzeitig erfuhr man von dem Ernst, mit dem im Bistum Rottenburg speziell unter den Zöglingen des Priesterseminars die Enzyklika Pascendi gehandhabt wird. Drei Kandidaten, unter denen sich der Sohn eines hochgestellten katholischen Beamten befindet, wurden wegen ihrer modernistischen Gesinnung von der Erteilung der Priesterweihe ausgeschlossen! Besonderes Aufsehen machten die Enthüllungen eines von den Dreien, Dr. Funck, der schon ein Jahr zuvor die Weihen hätte erhalten sollen, aber wegen seiner reformerischen Gesinnung nicht zugelassen wurde. Als er sich nach Jahresfrist wieder meldete, wurde an ihn das Ansinnen gestellt, sich der inzwischen erschienenen Enzyklika förmlich zu unterwerfen. Seine Weigerung hatte die erneute Nichtzulassung zur Folge. Man weiß in der Tat nicht, worüber man mehr staunen soll, über den Erfolg und Eifer eines jesuitischen Fanatismus oder über die Verblendung eines Bischofs, der so die moralisch tüchtigsten Elemente seinem Diözesanklerus vorenthält.

*

Vom Zeitschriftenmarkt. Der „Beweis des Glaubens", der seit 44 Jahren im Verlag von C. Bertelsmann-Gütersloh erscheint, hat den neuen Namen angenommen: „Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für Förderung und Vertiefung der christlichen Bildung und Weltanschauung." Herausgeber ist jetzt Pfarrer Lic. E. Pfennigsdorf-Dessau. — Beim „Kirchl. Anzeiger" für Württemberg, Organ des evangelischen Pfarrvereins, hat Stadtpfarrer Lic. Haller-Ludwigsburg, wie kürzlich schon mitgeteilt wurde, die Redaktion, die er seit 17 Jahren, seit Gründung des Blattes gehabt hat, niedergelegt. Er sah sich einer Minorität im Pfarrerverein gegenüber, die mit seiner Haltung in der Schulnovellenfrage nicht einverstanden war. An seine

Stelle ist Stadtpfarrer M. Mayer-Stuttgart getreten. — Die Redaktion des „Schleswig-Holsteinischen Kirchenblattes“ geht mit dem 1. April aus den Händen des Pastors Karl Schröder-Neuendorf in die des Pastors Riewerts-Westerhever über. — Pastor Stuckert hat bei seiner Berufung nach Schaffhausen die Redaktion des „Kirchenblattes für die reformierte Schweiz“ niedergelegt. Verantwortlicher Herausgeber ist nun Pfarrer Rüetschi-Stettlen bei Bern, Mitherausgeber: Pfarrer Rudolf Schwarz-Basadingen (Thurgau) und Paul Schweizer-Grafenried (Bern). — Die „Kirche“ (Heidelberg — Evangelischer Verlag) gibt seit dem 1. Januar eine Berliner Ausgabe durch den Pfarrer Lic. Dr. Torge von der Melanchthonkirche heraus. Ein hübscher Kopf trägt den Titel: „Der Sonntagsmorgen“; allgemeine Betrachtungen im Berliner Teil beschäftigen sich mit Zuständen und Vorgängen in der Reichshauptstadt (Arbeitslosigkeit, Austrittsbewegungen usw. usw.). Gemeinden, in denen das Blatt Verbreitung gefunden hat, senden ihre Nachrichten regelmäßig ein. — Neben diesem für ganz Berlin bestimmten liberalen religiösen Volksblatt haben einzelne Gemeinden oder Stadtteile Parochialblätter gegründet. Aus dem Nordosten ging uns das Moabiter Parochialblatt für die St. Johannis-, Heiliggeist-, Heiland-, Reformationsgemeinde zu. Für die Jerusalemsgemeinde geben die Pfarrer D. von Soden und Alfred Fischer „Das Sonntagsblatt“ der Jerusalemsgemeinde wöchentlich heraus. — In Stettin geben die Pastoren Lic. Jüngst und Hoppe ein monatlich erscheinendes „Gemeindeblatt von St. Jacobi“ heraus.

*

Laienreden auf Friedhöfen. Kammergerichts-Entscheidung. Als vor einiger Zeit ein Herr K. auf einem Friedhofe bestattet wurde, hielt ein Vereinsbruder St. des Verschiedenen ohne polizeiliche Erlaubnis eine Rede. Nach einer Polizeiverordnung von 1846 dürfen ohne polizeiliche Erlaubnis Laien auf Kirchhöfen keine Reden halten. Das Landgericht erkannte gegen den Redner auf eine Geldstrafe und erklärte die Polizeiverordnung von 1846 nach wie vor für gültig. Auf die Revision des Angeklagten wurde aber vom Kammergericht die Vorentscheidung aufgehoben und die Sache an die Strafkammer zur anderweiten Verhandlung und Entscheidung zurückverwiesen, weil die in Rede stehende Polizeiverordnung durch das neue Vereinsgesetz aufgehoben sei. Nach Ansicht des Kammergerichts gehört zu dem Begriff Leichenbegängnis der ganze Bestattungsakt. Finde aber das neue Vereinsrecht auf Leichenbegängnisse Anwendung, so können ältere Polizeiverordnungen, welche Laienreden auf Kirchhöfen ohne polizeiliche Erlaubnis verbieten, nicht mehr als rechtsgültig angesehen werden.

Das Meininger Volksschulgesetz.

Professor Baumgarten hat in Heft I des neuen Jahrganges seiner Monatsschrift „Evangelische Freiheit“ eine recht unfreundliche Kritik des neuen Meininger Volksschulgesetzes gebracht. Ich habe mich darüber von Herzen geärgert, gerade weil Baumgarten, dessen kirchl. Chronik ich sehr hochschätze, es getan hat. Er tadelt an dem Gesetz einen „völligen Mangel an prinzipieller Klarheit (über die Art des Zusammenwirkens von Kirche und Schule) sowie an gesetzlicher Gewährleistung für einen konfessionell-evangelischen Religionsunterricht“. „Hätte man wenigstens die Simultanschule proklamiert!“ „Aber man ist grundsätzlich um alle grundsätzliche Klärung herumgegangen.“ „Daß dies neue Gesetz den Geistlichen nicht einmal Sitz im Schulvorstand, der Kirche keinerlei Aufsichtsrecht über den Religionsunterricht einräumt, macht es uns unmöglich, darin eine irgendwie vorbildliche Lösung des Problems „Kirche und Schule“ zu erkennen.“

Das ist schade. Zunächst: Der Geistliche ist natürlich in den Schulvorstand wählbar. Nur der Pfarrer als solcher ist nicht mehr gesetzliches Mitglied des Schulvorstandes. Sodann: Die Urheber des Gesetzes sind wirklich nicht so ganz von aller Klarheit verlassen gewesen, wie es dem Kritiker erscheint. Art. 16 des Gesetzes bestimmt: „Will eine im Herzogtum anerkannte Religionsgemeinde für ihre Kinder neben der allgemeinen Ortsschule eine eigene Volksschule unterhalten, so ist ihr dies unbenommen, sie hat es aber auf eigene Kosten zu tun.“ Art. 26 bespricht abermals die Konfession von Minderheiten und regelt ihre besonderen Rechte. Daraus folgt unmittelbar, daß tatsächlich in einem Lande, wo zirka 98 Prozent der Gesamtbevölkerung zur evangel. Landeskirche gehören („die Landeskirche ist die evangelische,“ heißt es im Staatsgrundgesetz), der Religionsunterricht der allgemeinen Volksschule nur als ein evangelischer gedacht sein kann, als ein Unterricht, der besonders der evangelischen Majorität zu dienen hat. Aber warum sagt man das denn nicht ausdrücklich? Warum wird in Art. 1 der christliche oder evangelische Charakter der Volksschule nicht gesetzlich garantiert, warum heißt es da nur: „Die Volksschule hat die Aufgabe, in ihren Zöglingen . . . . die Grundlagen religiös-sittlicher und nationaler Bildung . . . . zu gewähren“?

Erstens, soviel ich sehe, aus einem negativen Grunde. Man wollte die Staatsschule nicht an ein dogmatisches Bekenntnis binden, wodurch man notwendig wieder in die Abhängigkeit von der Landeskirche geraten wäre, — eine konfessionelle Schule ohne konfessionell-kirchliche Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes ist nicht denkbar. Man wollte freie Bahn für freie Entwicklung, kein Schema, keine Formel, sondern einfach Bewegungsmöglichkeit, ganz besonders für den Religionsunterricht. Wie in der Synodalordnung die Fortentwicklung der Lehre in der Kirche gewährleistet ist, so hier die Fortentwicklungsmöglichkeit des Religionsunterrichtes in der Staatsschule. Trefflich! Das liebe ich gerade so sehr an Meiningen, daß hier ein entschiedener Wille zu wirklicher Freiheit ist, der sich nicht vorzeitig und von vornherein festlegt. Im übrigen: Sind die Grundlagen religiös-sittlicher Bildung nicht auch schon etwas? Gegner des Gesetzes auch in unserem eigenen Lande sagen: „Mag sein, aber es könnte doch auch einmal ein katholischer oder jüdischer oder buddhistischer oder monistischer Religionsunterricht kommen, das wäre gesetzlich möglich, da ein konfessionell-evangelischer nicht garantiert ist; aber wir danken für die religiös-sittliche Erziehung, die bei solchem Unterricht herauskommen würde.“ Ich glaube auch, Genügendes würde wohl dabei für uns Evangelische und für das deutsche Volk nicht herauskommen.

Aber sollten nun — das ist das zweite — die Gegner der „bloß“ religiös-sittlichen Volksschule eben deshalb nicht den Glauben haben, daß auch ohne gesetzliche Garantien die Bibel mit ihren Schätzen im Alten und Neuen Testament ganz von selbst als die geeignete Grundlage für die religiös-sittliche Volksbildung sich erweisen werde? Es ist unter uns zu wenig Glaube an die auch ohne irdische Stützen und Paragraphen sich durchsetzende Gotteskraft des Evangeliums vorhanden. Und zu wenig Glaube an die Lehrer, die jedenfalls im Meininger Herzogtum zum allergrößten Teil eine Ehre darein setzen, Religionsunterricht auf evangelischer Grundlage halten zu dürfen und ihr Allerbestes grade in diesen Unterricht zu legen. Professor Baumgarten beruft sich auf einen sozialdemokratischen Abgeordneten, der im Meininger Landtag sich auf die Aussage eines Lehrers stützte: „es gäbe Lehrer, die den Religionsunterricht bei der Erziehung der Kinder zu gesitteten Menschen für durchaus entbehrlich hielten.“ Geh. Staatsrat Dr. Trinks konnte das sofort zurückweisen, und zwar ganz im Sinne der Lehrerschaft. Es gibt ja überall radikale Geister. Aber in ihrer überwältigenden Mehrheit denken die Lehrer bei uns gar nicht daran, und am allerwenigsten die, die das Gesetz gemacht haben, entweder auf den Religionsunterricht ganz zu verzichten oder, ehe sie ihn übernehmen, die Bibel zu verbrennen. Höchstens daran — es sind das private Vermutungen meinerseits —, statt des konfessionellen Prinzips das biblische Prinzip erst recht lebendig zu machen, Geschichten und Geschichte, Lebens- und Charakterbilder vor das System zu stellen; vielleicht auch daran, den lutherischen Katechismus aus der Schule zu beseitigen oder wenigstens Luthers Erklärungen nicht auswendig lernen zu lassen; endlich, mit der Bibel oder dem biblischen Lesebuch vielleicht einmal später ein religionsgeschichtliches oder kirchengeschichtliches Lesebuch zu verbinden. Aber so weit sind wir jetzt noch lange, lange nicht, nur die Entwicklung nach solchen und ähnlichen Zielen hin ist freilich freigegeben. Gott sei Dank, daß sie es ist! Denn nun kann eine ganz nach pädagogischen und psychologischen Gesichtspunkten orientierte Entwicklung des Religionsunterrichtes ein-

setzen! Ich hoffe, unsere Schulmänner werden ihre Sache gut machen, wenn man ihnen auch Zeit wird lassen müssen. Und dann wird die Kirche eine Konkurrenz haben, die ihr mehr nützen wird, als ihr bisheriges Aufsichtsrecht. Eine rein geistige, selbständige Konkurrenz, die sie, wenn sie das Volk, die Kinder wirklich lieb hat, zu der Frage nötigen wird: Kann mein Konfirmandenunterricht so bleiben, wie er ist? Ist meine dogmatische Methode zu halten neben der psychologischen und geschichtlichen? Wie wird die Kirche sich da zusammenfassen, mit wie vielem wird sie da aufräumen müssen! Und wiederum die Staatsschule wird fragen: Kann ich neben dem Religionsunterricht der Kirche (Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht) einen Unterricht geben, durch den die Kinder zur Mißachtung der Kirche kommen müssen? Grade die von der Kirche frei gewordene Schule wird in Freiheit zu einer neuen Schätzung der Kirche und dessen, was sie zu bieten hat, gelangen; beide werden nicht so nebeneinander wirken, als ob sie sich nichts angingen, sondern so, daß eine Größe die andere ergänzt und entwickelt. Kann's doch bei der Einheit des Lebens, der Einheit der Gemeinden nicht bei der bloßen „reinlichen" Scheidung bleiben, muß doch notwendig die Analyse eine neue Voraussetzung für eine neue Synthese werden!

Es steckt aber sowohl in der Aufrechterhaltung des Religionsunterrichtes durch den Staat als auch in der Ablehnung der kirchlichen Aufsicht noch ein weiteres. Nämlich eine Erhöhung und Verselbständigung der Staatsidee, die schließlich allein dem bösesten Gegner, den Deutschland hat, dem Ultramontanismus gegenüber uns wirklich helfen wird. Ob zufällig ein Staat spezifisch mit dem Ultramontanismus zu tun hat oder nicht, ist dabei gleichgültig; jeder Staat tut ein notwendiges Werk, wird vorbildlich für andere Staaten, wenn er das Höchste, die sittlich-religiöse Bildung, selbständig und deshalb mit Zurückweisung jeder positiv-konfessionellen, kirchlichen Bindung in seine eigene Hand nimmt. Wir Protestanten sollten das eigentlich wissen, es ist eine notwendige Folge der Reformation. Sie hat den Staat befreit nicht nur aus der Knechtschaft Roms, sondern aus der Abhängigkeit von Kirchensystemen überhaupt. Er ist nach reformatorischem Verständnis eine selbständige göttliche Ordnung, mit eigener sittlicher und deshalb auch religiöser Würde. Die römische Kirche erkennt diese Würde, wie wir wissen, nicht an. Der Staat ist ihr „gottlos", eine niedere Lebensordnung. Um so freudiger sollten wir den Glauben an den Staat pflegen, sollten uns freuen, wenn irgendwo die Staatsidee gefestigt wird. Ach, wie unfest ist der heutige „weltliche" Staat besonders Rom gegenüber! Im badischen Lesebuch, hörte ich von einem süddeutschen Schulmann, kommt der Name Luthers nur einmal, der Name Melanchthons überhaupt nicht vor, obwohl Melanchthon ein Badener ist. Wie kommt der Staat dazu, der doch erst durch die Reformation seine Selbständigkeit erhalten hat, der als selbständige Größe seinem Wesen nach protestantisch ist bis auf die Knochen, so charakterlos sich wegzuwerfen, die bedeutendsten Männer zu verleugnen, wenn sie Protestanten sind? Der Glaube fehlt, den Glauben überläßt der Staat den Kirchen! Wir leben jetzt unter der mißverständlichen und deshalb schädlichen Firma: „Religion ist Privatsache." Ja, denn sie ist Gewissensache, auch Kirchen- und Sektensache. Aber ebensogut nein, denn sie ist vor allem Volkssache und deshalb auch Staatssache, denn der Staat ist das organisierte Volk. Ich halte nichts von allen den Theorien, die den Staat gottlos machen, den Glauben durch die Kirchen monopolisieren wollen. Wohl müssen wir auch unsere Kirche bauen, das versteht sich für einen Kirchenmann von selbst. Da gibt's fürwahr! genug zu tun, ich brauche bloß den Namen Sulzes zu nennen oder an die lebenschaffende Krisis in unserer heutigen Theologie zu erinnern. Es schwillt das Herz, wenn einer, der unsere Kirche lieb hat, an ihre zukünftige einfache

Schönheit und Innigkeit denkt. Aber ein protestantischer Kirchenmann glaubt zugleich an die religiös-sittliche Würde des Staates, er weiß, daß gerade heutzutage nur die Verwirklichung einer vertieften, reichen Staatsidee auch konfessionell uns vorwärts bringen wird. Der sogen. „weltliche" d. h. religionslose Staat versagt im Kampf gegen Rom und seine Geistesverwandten. Der Staat hingegen, der kraft eigener sittlich-religiöser Würde den Kindern seines Volkes Religionsunterricht erteilen läßt, kann zwar nicht durch Abstraktionen die Verschiedenheit der Kirchen und Religionsmeinungen beseitigen, aber er kann die Grundlage für eine Verständigung legen. Denn er wird eine „Toleranzreligion" (ein Sulzescher Ausdruck) lehren, die die Kinder wenigstens für das eine vorbereiten wird, in Andersgläubigen auch Menschen, auch Kinder Gottes zu sehen. Katholische und protestantische Kinder (ich hätte gar nichts dagegen, auch jüdische mit hinzuzunehmen) sitzen in der Staatsschule, wie ich sie mir denke, nicht nur in den weltlichen Fächern zusammen und werden dann für das Edelste, den Religionsunterricht, auseinandergetrieben, um verblüfft auf der einen Seite einen evang. Pastor, auf der andern einen kathol. Priester zu finden (sogenannte Simultanschule); sondern gerade der Religionsunterricht wird gemeinsam sein, nicht nur für protestantische, jüdische und Dissidentenkinder, sondern auch für katholische, damit sie doch auch einmal ein gutes Wort über Luther und die Reformation hören (wirkliche Simultanschule). Zukunftsgedanken übrigens, die im Meininger Schulgesetz nicht verwirklicht sind – vergl. die Paragraphen 16 und 26 —, die man aber als letztes vorschwebendes Ideal wohl aus ihm herauslesen kann.

Wie? ruft man aber inzwischen entrüstet, ist dein Vorschlag nicht die ärgste Bedrückung? Wo bleibt da die Gewissensfreiheit der Eltern und Kinder? Was die Kinder anlangt, so haben kleine Mädchen und kleine Jungens von Gewissensfreiheit noch keine Ahnung, sondern sie nehmen vergnügt hin, was ihnen freudig und herzlich dargeboten wird. Und die kirchliche Erziehung bleibt ja neben der staatlichen bestehen; so daß also Eltern und Kinder Gelegenheit genug haben, auf der allgemeineren religiös-sittlichen Grundlage, die ihnen der Staat gibt, als selbständige Ergänzung zugleich eine konfessionelle Erziehung zu pflegen. Gewissensknechtung? Knechtet etwa ein römischer Priester in den jetzigen Simultanschulen die Gewissen nicht? Knechtet irgend eine alte oder neue kirchliche Orthodoxie sie nicht? Ist der staatliche Religionsunterricht wirklich gut, dann wird kein Kind sich durch ihn geknechtet fühlen, gerade wenn dieser Unterricht obligatorisch ist für sie alle, — muß doch auch heute schon für jedes Kind der Nachweis erbracht werden, daß es irgend einen Religionsunterricht besucht hat! Der kirchliche Unterricht aber wird als Ergänzung des staatlichen an Sicherheit und Bestimmtheit gewinnen. Wie schwierig ist heutzutage die Aufgabe, den Konfirmandenunterricht gegen den schulischen Religionsunterricht abzugrenzen! Das wird bei einer lebendigen Wechselwirkung von staatlichem und kirchlichem Unterricht später leichter sein. Einen einseitig konfessionellen Unterricht kann der Staat nicht geben, er muß für eine einheitliche, dem Staatswohl zugute kommende Grundgesinnung seiner Bürger sorgen. Die Kirchen wiederum können nicht anders, als wenigstens zunächst konfessionell zu empfinden und zu lehren, die Schulkinder, die zugleich Kirchenkinder sind, einzuführen in die besondere Art, die den Charakter einer bestimmten, durch geschichtliche Erlebnisse entstandenen Kirchengemeinschaft ausmacht.

Sollte freilich nicht auch seitens der Kirchen, wenigstens der Reformationskirchen, eine allmähliche Ueberwindung des bloß Konfessionellen möglich sein? Und sollte diese Entkonfessionalisierung = Humanisierung schließlich etwas anderes bedeuten, als wirkliche Evangelisierung im Sinn einer Erziehung im Geist der Gottes- und der

Nächstenliebe, einer Erziehung zu Gottvertrauen, Herzensreinheit, Menschenliebe und Berufstreue? Da wären dann am Ende Staat und Kirche ja ganz nahe zusammengekommen. Nicht der Staat bloß weltlich und die Kirche bloß geistlich, sondern beide göttliche Ordnungen in weltlichem Gewand, beide religiös-sittliche Größen, einig in dem einen: das gesamte Volk in einer Grundgesinnung zu verbinden, unbeschadet der Mannigfaltigkeit in den Formen des Erkennens, in den Formen der Anbetung. Nur Rom macht ernste Schwierigkeiten. Aber was kümmert uns Rom, wenn es uns erlaubt ist, unsere staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen? Und was kümmert den deutschen Staat Rom, wenn er nur wirklich den Mut findet, sich als sittlich-religiöse Größe zu erfassen, nicht nur seine äußere, sondern vor allem seine innere Macht gegenüber dem Hochmut dieser Kirche zu behaupten? Deshalb laßt uns dankbar sein, wenn irgendwo ein Staat den Religionsunterricht unter seine eigenen Fittiche nimmt, wenn er ihn von der kirchlichen Aufsicht befreit und grundsätzlich durch rein staatliche Organe, nicht durch Pastoren oder Priester, erteilen läßt. Er wird deshalb die Kirche nicht verachten, seine treue Mitarbeiterin. Mitteilung der Lehrpläne an die Kirchenregierungen, gemeinsame Besprechungen in den „oberen Instanzen" und andere Vermittlungen werden nicht verboten sein. Doch was kümmert uns jetzt das einzelne? Ein Prinzip ist auf den Schild erhoben: die religiös-sittliche Staatsidee! Alles andere findet sich.

Meiningen. Graue.

Versammlungskalender.

14.—15. April: Kirchlich-sozialer Kongreß in Berlin.
1.—3. Juni: Eisenacher Bund in Kassel.

Soeben ist erschienen:

Zu welchem Dienste ist unsere liberale Richtung unserer evangelischen Kirche u. unserem deutschen Volke verpflichtet?

Vortrag gehalten im Hamburger Protestanten-Verein am 29. Oktober 1908 :: ::

von **Hauptpastor D. Dr. F. Rode.**

Abdruck aus dem Protestantenblatt. **Preis 30 Pfennige.**

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Soeben ist erschienen:

Die Stellung des freien Protestantismus zur Sozialpolitik.

Vortrag von D. Friedrich Naumann, M. d. R.

Separat-Abdruck aus dem Protestantenblatt.

8°. **Preis 30 Pfennig.** 16 S.

50 Exemplare a 25 Pf., 100 a 20 Pf., 500 a 15 Pf.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Das beste

Konfirmations- oder Oster-Geschenk

ist ein gutes Buch. Als solche sind zu empfehlen:

Carl Bonhoff Gestalten und Legenden

Brosch. **M. 4.–**, Leinenband **M. 5.–.**

„Dresdener Anzeiger". Eine kostbare Gabe legt mit diesem Buche der wohlbekannte Kanzelredner Bonhoff uns auf den Tisch. Großer Gedankenreichtum, freie Schöpferkraft und künstlerische Vollendung vereinigen sich da zu einer harmonischen Gesamtwirkung. Gestalten der Vorzeit führt die erste Abteilung uns vor Augen, Bilder aus dem alten Testament in ganz eigenartiger Beleuchtung. Dem Genius der Evangelien sind die Reden des zweiten Teiles gewidmet.

Gustav Schüler Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes

Mit Titelzeichnung von Walter Tiemann.

In Pergamentumschlag brosch. **M. 4,50,** geb. **M. 5,50.**

Detlev von Liliencron schreibt im „Berliner Tageblatt" Nr. 308, 1908: „ . . . Es ist nicht der Stil Flemmings und Gerhardts, in dem diese Gedichte („Gott") geschrieben sind, aber es ist dieselbe Herzenstiefe, derselbe Schrei nach Gott, der sie ausfüllt. Die Geistlichen aller Bekenntnisse hätten die höchste Freude darüber. Aber wahrlich nicht nur die Geistlichen, sondern unendlich viele, religiös denkende, nach Religion ringende Menschen. Eine solche Inbrunst, solch kindliches Vertrauen liegt in ihnen . . ."

Frida Schanz schreibt im „Daheim" Nr. 4 (1908): „ . . . Gustav Schülers erstes vollreifes Versbuch macht ihn zu einem unserer wenigen großen Poeten. . . . das männlichste Buch, das mir seit langem vorgekommen ist . . . Schüler ist ein Kirchenlieddichter, einer vom Geiste Luthers und Paul Gerhardts, einer voll echter, zarter Mannesfrömmigkeit . . . Und dazu diese scharfgeschliffene, oft wie Eisen und Erz geschmiedete Sprache! Diese Wortkraft!"

Gottsucherlieder Kartoniert **M. 1,80,** Lederband **M. 3.–.**

„Xenien": „Es ist eine herzliche Freude, wieder einmal einem so reichem Buche zu begegnen wie diesem!"

Fritz Eckardt Verlag, Leipzig.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.